



US-Arzt DeBakey (l.), Sowjet-Arzt Knjasew (ganz rechts), Gastgeber Tito*: Amputation abgelehnt

„Signum mali ominis“

Die Krankheit des Marschalls Josip Broz Tito

An seinem letzten Geburtstag, einem sonnigen Maitag, war der Marschall ganz der Alte: gesegnet mit einem guten Appetit, schweren Zigarren zugetan und durstig für zwei. „Mein Vater“, verkündete Tito seinen Gästen, „hat das Doppelte getrunken und ist uralt geworden.“ Sich selber gab er hundert Jahre.

Warum auch nicht? Seine bärenstarke Gesundheit hat die Kollegen Staatsmänner jahrzehntelang mit Neid erfüllt, die herzkranken US-Präsidenten Eisenhower und Johnson, den blutarmen Franzosen Pompidou, Nasser und Sukarno nicht minder.

Denn Josip Broz, genannt Tito, hat in jungen Jahren nicht nur eine schwere Kriegsverletzung überlebt (1915). Ihn konnten auch fünf Jahre Zuchthaus (1927 bis 1932) nicht ankränkeln. Gesund und munter überstand Tito den Streß des Partisanenlebens und 35 Jahre an der Spitze seiner Partei und des klappprigen Vielvölkerstaates.

Doch seit Ende Dezember letzten Jahres ging er am Stock, einem edlen Holz mit Silberkrücke. Das linke Bein zog er nach. Selbst kürzere Wegstrecken, vom Auto zum Flugzeug, schienen ihm Mühe zu bereiten. Treppen mutete seine Begleitung ihm nicht mehr zu.

Zum erstenmal im Leben wurde Tito auch die Luft knapp. Bei seinem Neujahrsempfang saß der greise Politiker entgegen der Tradition auf einem Stuhl. Nach jedem halben Satz mußte er tief Atem holen.

Vor Vertrauten klagte Tito über die Schmerzen im linken Bein, die beim Laufen ganz unerträglich wurden — klassischer Hinweis auf die schweren Durchblutungsstörungen eines „Raucherbeins“.

Dabei verengen sich, gefördert durch jahrzehntelangen Nikotinmißbrauch, die blutzuführenden Schlagadern. In die inneren Schichten der Gefäßwände lagern sich zuerst Fettzellen ein, die Wand verdickt und verhärtet sich, wird schließlich unelastisch.

Titos Arterienverkalkung („Arteriosklerose“) befiel im linken Bein nur einen begrenzten Gefäßabschnitt. Es gelang den behandelnden jugoslawischen Ärzten jedoch nicht, die gefährliche Behinderung des Blutdurchflusses mit Medikamenten zu bessern.

Anfang Januar, nach einer mehrtägigen Untersuchung im Klinikzentrum Ljubljana, dem unbestritten bestausge-

rüsteten Krankenhaus des Balkanstaates, riefen Titos Leibärzte ausländische Helfer herbei — den berühmten amerikanischen Gefäßspezialisten Michael DeBakey und seinen Moskauer Kollegen Marat Knjasew.

Noch am Abend des 6. Januar gab der Staatschef den Medizinern in seiner Residenz ein Essen (siehe Photo). Doch wenige Stunden später kam es zu einer schwerwiegenden Komplikation. Im mangelnd durchbluteten Raucherbein des Marschalls war die ohnehin heikle Balance zwischen Blutgerinnung und -verflüssigung nachhaltig gestört. Ein Blutpfropf hatte sich gebildet. Er gefährdete den gesamten Unterschenkel, drohte dort den gefährdeten Gewebebrand („Gangrän“) auszulösen. DeBakey und Knjasew rieten zur sofortigen Operation.

Im Regelfall wird das verschlossene Blutgefäß dabei durch eine körpereigene Ader, meist ein Stück von der großen Beinvene, ersetzt. Der Eingriff dauert rund eine Stunde und ist auch sehr alten Menschen zuzumuten. Weil aber Titos Beinvenen wegen ihrer Erweiterung als Schlagader-Ersatz nicht in Frage kamen, entschied sich das Ärzteteam für eine Kunststoff-Ader.

* Bei einem Essen für die Mediziner in Titos Residenz am 6. Januar.

Unter DeBakeys Aufsicht setzten jugoslawische Gefäßchirurgen ihrem Patienten die Plastikader ein — eine Behandlungsmethode mit höherem Risiko. Bei Tito ging der Eingriff prompt schief. Die Kunststoffader verstopfte ebenfals.

Mit dem Fehlschlag dieser Operation sanken Titos Chancen auf ein Minimum. Die seit Tagen anhaltende Mangel durchblutung gefährdete nun nicht nur das Bein, sondern den ganzen Körper. Der Patient bekam, ausgehend von einer Keimbeseidlung am Bein, hohes Fieber. Er war vorübergehend nicht mehr ansprechbar.

Ein bettlägeriger Patient im biblischen Alter, der auch noch hohes Fieber hat — das gilt den Ärzten als „Signum mali ominis“, als ganz böses Zeichen. Oft gehen dem Patienten innerhalb weniger Stunden alle Lebenskräfte verloren: Die Herzaktion wird schwächer, in der Lunge sammelt sich Wasser, der Kranke verliert die Orientierung über Ort, Zeit und Situation. Nicht so Tito.

Kaum wieder bei Besinnung, verbietet er seinen Ärzten erst mal die große, vielleicht lebensrettende, wahrscheinlich aber tödliche Aktion: die Amputation seines linken Beines in Höhe des Oberschenkels.

Zu dieser allerletzten Behandlung, ihrer „Ultima ratio“, greifen die Ärzte bei fortschreitendem Gewebetod einer Extremität. Erfahrungsgemäß beträgt das Risiko des Patienten, bei der Amputation nicht nur das Bein, sondern gleich auch das Leben zu verlieren, in Titos Alter mindestens fünfzig Prozent. Der Marschall muß das gehn haben.

Am tödlichen Risiko der Operation änderte nichts, daß sich an Titos Krankenbett rund ein Dutzend prominenter Ärzte einfanden — wie fast immer, wenn es mit einem Staatsmann zu Ende geht:

Bei Lenin drängelten sich 16 Doktoren aus drei Ländern, der Schah von Persien hat allein im letzten halben Jahr zwei Dutzend Ärzte gesehen, und selbst Mao erbat vor seinem Tod noch schnell den Rat eines deutschen Internisten. Dabei ist die Hoffnung, viel Ärzte könnten viel helfen, meist töricht. Eher gilt, was die Doktoren einander flüstern: Viele Ärzte sind des Kranken Tod.

Der energische Widerstand des befehlsgewohnten Marschalls gegen die Amputation hat ihn womöglich vor dem Tod „in tabula“, auf dem OP-Tisch, bewahrt. Weil Titos Weigerung jedoch gleichzeitig die wohl letzte Chance einer ursächlichen Behandlung seines Leidens zunichte machte, kam am vergangenen Freitag das Fieber zurück, die Lunge lief voll Wasser.

Glas Champagner zusammengebrochen sei, war auch der letzte Jugoslawe im Bilde:

Ausgerechnet in einer auch für das blockfreie Jugoslawien hochgefährlichen weltpolitischen Krisensituation war ihr immer für unverwundlich gehaltener Methusalem zwar gerade noch präsent, aber nicht mehr fähig, die Krise wie gewohnt zu meistern.

Drei Tage später lag Tito, der kurz vor Weihnachten noch in Slowenien eine Jagdgesellschaft von ausländischen Diplomaten angeführt hatte, im Zentralhospital von Ljubljana auf dem Operationstisch.

Ein internationales Ärzteteam bemühte sich, eine fortschreitende Arteriosklerose im linken Bein des Patienten durch eine künstliche Erweiterung der Blutgefäße zu beheben — erfolglos.

Eine Amputation des Beines schien unvermeidlich zu werden; „bei dem hohen Alter des Kranken auch ein hohes Risiko“, so einer der Chirurgen. Das ärztliche Bulletin vom vorigen Donnerstag sprach über „zusätzliche Komplikationen im Herz- und Lungenbereich“.

Auch ohne den kranken Chef hatte die jugoslawische Staats- und Parteiführung auf die krisenhafte Doppelbelastung reagiert: Die Armee war in allen Landesteilen in erhöhte Alarmbereitschaft versetzt worden. Beamte, Polizisten und Ärzte mußten auf ihren Winterurlaub verzichten.

In allen größeren Städten Jugoslawiens berieten die Provinzregierungen zusammen mit den Führern der regionalen Parteiorganisationen über die ernste Situation. In den Betrieben wur-

den die Arbeiter auf Massenversammlungen über den Gesundheitszustand Titos und die internationale Krisenlage informiert und die nächtlichen Wachen der Selbstverteidigungs-Milizen verstärkt.

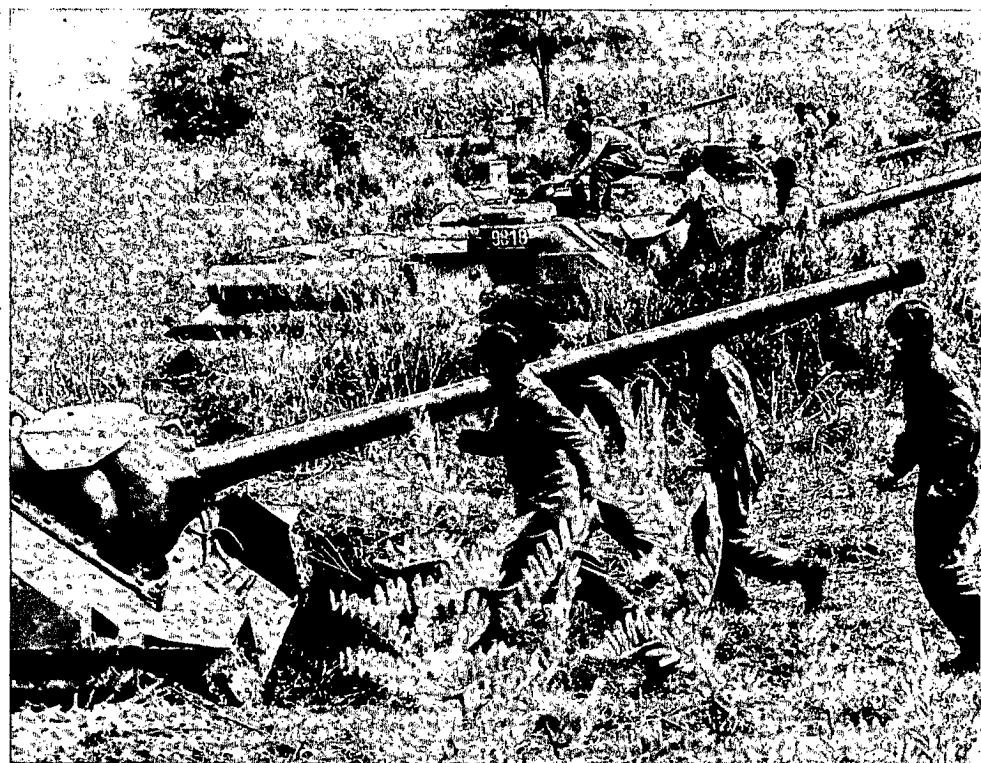
Die im Winter ohnehin beschäftigungslosen Bauern und Hirten des Weilers Kasidol zogen zur „Erprobung der Kampffähigkeit“ ins Gefecht; der zuständige Stab für die territoriale Verteidigung hatte sich als Manöverplan etwas Besonderes einfallen lassen: Es galt, einem Feind zu widerstehen, der längst im Lande stand und alle Zufahrten zum Dorf abgeschnitten hatte.

Da kam einem Ex-Kavalleristen unter den Dörflern eine Idee aus k. u. k. Zeiten: Attacke. Hoch zu Roß ritten die Dörfler im Schutz des Morgennebels aus dem Hinterhalt gegen den eingebildeten Feind an und zerstörten dessen Versorgungslager. Lobte die jugoslawische Armeezeitung „Front“: „Auch das Pferd hat seinen Platz im Konzept der allgemeinen Volksverteidigung.“

Zum Äußersten entschlossen, wollen Armee und Milizen auch ohne den Marschall dessen Auftrag erfüllen: „Ein Aggressor muß mit dem Widerstand von zehn Millionen rechnen.“

Woher ein solcher Aggressor kommen könnte, deutete Radio Zagreb nur an: „Die sowjetische Intervention in Afghanistan hat möglicherweise das Eis für ähnliche Schritte in irgendeinem anderen Land gebrochen, das, wie Afghanistan, zu keinem Militärbündnis gehört.“

Und auf welchen Wegen der Aggressor kommen könnte, hatten phantasiebegabte Drehbuchschreiber wie der bri-



Jugoslawische Panzer im Manöver: „Widerstand von zehn Millionen“